

Zeitschrift: Frauenbestrebungen
Herausgeber: Union für Frauenbestrebungen (Zürich)
Band: - (1910)
Heft: 2

Artikel: Etwas zur Ethik der Dienstbotenfrage
Autor: P.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-325737>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Étwas zur Ethik der Dienstbotenfrage.

Die Überschrift weist darauf hin, dass es sich hier nicht um praktische Vorschläge zur Lösung der Dienstbotenfrage handeln soll, auch durchaus nicht um eine erschöpfende Behandlung dieser Frage.

Die Dienstbotenfrage, das sehen wir heute immer deutlicher ein, kann überhaupt nicht losgetrennt von der allgemeinen sozialen Frage gelöst werden. Sie steht im engsten Zusammenhang mit ihr; sie hat sich entwickelt aus sozialen Verhältnissen und Einflüssen, und nur Hand in Hand mit der sich langsam vollziehenden Evolution des sozialen Denkens und Empfindens wird auch sie kulturnotwendig zu einer wirklichen inneren Lösung kommen.

Nicht die nach allen Richtungen sich zuspitzenden, wirtschaftlichen Lebensverhältnisse, nicht das immer schlechter werdende Material, mit dem wir zu arbeiten haben, auch nicht die mangelnde Tüchtigkeit der Hausfrauen, so sehr diese Dinge hinein spielen, machen die wesentliche Ursache der Dienstbotennot aus. Der Kern derselben liegt vielmehr in den durch den Wandel der Zeiten veränderten Beziehungen der Menschen, der Klassen untereinander. Er liegt in dem Zwispalt zwischen den hergebrachten, noch vielfach an die mittelalterliche Hörigkeit erinnernden Begriffe vom Verhältnis der Herrschaft zur Dienerschaft und in dem heutigen Entwicklungszustand der arbeitenden Klassen.

Missverstehen Sie mich nicht, ich will damit nicht sagen, dass wir die Hände in den Schoss legen und abwarten sollen. Das tun wir in der Frauen-Stimmrechtsfrage auch nicht, ob schon wir als richtig anerkennen, dass das Frauenstimmrecht eine kulturelle Forderung ist, die aus der heutigen sozialen Stellung der Frau folgerichtig hervorgehen muss, und die darum erfüllt werden wird, sobald die Zeit reif dafür ist. Wir suchen doch zu wirken in der Sache, so viel in unseren Kräften liegt. Ähnlich steht es mit der Dienstbotenfrage, und es kommt hier noch hinzu, dass bestehende grosse Übelstände wenigstens etwas gemildert werden können.

Ich kann es denn auch nur begrüßen, wenn Hände sich regen, einer Kalamität beizukommen, die alle Frauen, die einem Haushalt vorstehen, berührt. So ist die Gründung von Haushaltungsschulen gewiss zu unterstützen, die brauchen wir auf alle Fälle. Dass das Projekt von Einküchenhäusern, dessen Verwirklichung eine Reduktion von Dienstboten ermöglichen würde, in immer weiteren Kreisen Anklang findet, ist auch begreiflich. Ich verkenne auch nicht die grossen Vorteile, die solche Einrichtungen haben, und die bedeutenden Ersparnisse an Kräften, Zeit und Geld. Trotzdem muss ich sie eher als ein durch die wirtschaftlichen Schwierigkeiten der Gesellschaft erzeugtes notwendiges Übel betrachten, als für das zukünftige Ideal unserer Lebensbedingungen. Es ist mir drum auch eine erfreuliche Beobachtung, dass neben Plänen von grossen Häuserzentren mit gemeinschaftlicher Küche eine andere Tendenz Raum gewinnt: die Tendenz, kleine billige Einfamilienhäuser zu erstellen an der Peripherie unserer Stadt. Und ich möchte behaupten, dass diese Bestrebung einer allzuweit gehenden Zentralisation unserer Lebensführung wieder glücklich entgegenarbeitet. Doch wir wollen nicht vom Thema abschweifen.

Es gibt eine Anzahl von Frauen, die sagen, die Dienstbotennot wäre ebenso wohl eine Hausfrauennot zu nennen. Ich teile diese Frauen in drei Gruppen. Die erste behauptet, es stände mit der Dienstbotenfrage ganz anders, wenn die Frauen die Haushaltung besser verstünden. Viele gehen so weit, zu verlangen, dass jede Hausfrau Küche und Hausgeschäfte perfekt verstehe. Ich glaube, das ist ein Irrtum. Unsere Schweizerfrauen verstehen im allgemeinen ihre Sache nicht so schlecht. Manche verstehen alles so gut, dass sie es nicht über sich bringen können, ihre Mädchen ruhig arbeiten

zu lassen, sondern immer korrigierend und tadelnd hinter ihnen stehen müssen. Ob wohl diese Frauen weniger unter der Dienstbotennot zu leiden haben? Ich glaube nicht. — Die englischen Hausfrauen verstehen sozusagen nichts von allen Details der Hausarbeit; Tatsache ist, dass man in England viel tüchtigere Dienstboten sieht, als bei uns. Nur wer eine Arbeit selbständig tun lernt, wird auf die Dauer sie freudig und gut tun. Es gibt nun ja einzelne Frauen, die Zeit und Begabung haben und junge Mädchen zu tüchtigen Dienstboten heranziehen; wahrscheinlich ist das eine bessere Schulung, als es die Dienstbotenschule zu bieten vermag. Aber diese Erzieherinnen werden immer sehr vereinzelt bleiben, wir können es unmöglich als Regel verlangen, dass die Hausfrauen die Mädchen anlernen. Die Hausfrau hat doch gewöhnlich noch viel anderes zu tun. Sie hat Kinder, sie hat einen Beruf, oder sie hat in dem Geschäft des Mannes mitzuhelfen.

Die zweite Gruppe sind die Frauen, die denken, es liege der Fehler in der Behandlung der Dienstboten, und die, den bestehenden Verhältnissen sich anpassend, gewillt sind, den Dienstboten alle möglichen Konzessionen zu machen. Wir haben erkannt, wir können unsere Dienstboten nur halten, wenn wir ihnen mehr Freiheit, mehr Ruhe und Lohn geben. Aber wir tun das widerwillig, aus Furcht, dass sie uns aufkünden, unter einem Zwang, „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe“. Und das fühlen die Dienstboten, und es ist in unserem Nachgeben — wie in Konzessionen überhaupt — kein rechter Segen. Die Dienstboten fordern immer mehr, und wir geben immer unwilliger, und so hat sich jenes fast feindselige Verhältnis herausgebildet zwischen Herrschaft und Dienerschaft, unter dem ein gedeihliches Zusammenarbeiten immer unmöglicher wird. — Es gibt nun aber noch eine dritte Gruppe von Frauen, und ich wünsche und hoffe, dass dieselbe zahlreicher ist, als wir ahnen. Es sind die, die aus eigener Überzeugung und aus Gerechtigkeitsgefühl, aus Achtung vor dem Menschen, den neuen Forderungen der Dienstboten entgegenkommen wollen. Die, die einsehen, dass das Verhältnis zwischen Herrschaft und Dienerschaft von innen heraus eine Umgestaltung erfahren muss, ehe wir zu einem wirklichen Resultat kommen können. Förster spricht darüber sehr schön und feinfühlig in seiner Lebensführung: „Der wichtigste Beitrag zur Lösung der sozialen Frage ist der, dass wir in unserm Benehmen eine neue, würdigere Auffassung von der menschlichen Arbeitsteilung zum Ausdruck bringen — indem wir uns im Verkehr mit Vertretern der sogenannten arbeitenden und dienenden Klassen von jedem Hochmut und von all der tief eingewurzelten Naivität des Herrtums entäussern. Das bedeutet nicht, dass wir in unseren Ansprüchen an exakte und pflichtgemässe Arbeit nachlassen sollen, es bedeutet nur eine Tonart und eine Haltung, die aus dem innersten Taktgefühl für veränderte Lebensbedingungen und aus der aufrichtigen Ehrung der Menschenwürde im Arbeitenden entspringen muss. Ein Mensch aus dem Bereiche der groben und reizlosen Arbeit muss nicht nur ebenso sorgfältig behandelt werden, wie ein Vertreter der sogenannten höheren Arbeit: vielmehr gehört zu seiner gerechten Entschädigung sogar noch ein besonderes Mass von Güte und persönlicher Auszeichnung im Umgangstone — gerade weil ihn seine Arbeit von vielem ausschliesst, was den Menschen sonst über das Materielle und Alltägliche erhebt. Ob solche Behandlungsweise überall die rechte Würdigung erfährt — darauf kommt es gar nicht an: Es handelt sich zunächst um unsere eigene Kultur.“

Man wird einwenden, dass unsere Dienstboten, so wie sie heute sind, eine solche Behandlung nicht ertragen würden. Und man hat einerseits recht, es würden alle möglichen neuen Schwierigkeiten daraus entspringen, aber — vielleicht doch nur vorübergehend. Vielleicht, wenn es uns gelänge, uns auf

die Höhe der inneren Kultur zu bringen, von der Förster spricht, dann gelänge uns auch, einen wirksamen Einfluss zu bekommen auf die, die für uns arbeiten sollen, und wir würden nach und nach eine bessere Sorte von Dienstboten heranziehen — vielleicht will ich auch hier sagen. Sicher aber scheint mir, dass wir durch eine solche Neugestaltung der ethischen Beziehungen zwischen uns und den Dienstboten eine andere, bessere Gesellschaftsklasse zum Hausdienstberuf heranziehen würden. Die schlechten, unerziehbaren Elemente würden auf diese Weise von selbst ausgeschieden, schon weil ihnen eben in diesen bessern, gebildeten Elementen eine starke und sehr gefährliche Konkurrenz erwachsen würde. Um diesen Gedanken etwas auszuführen, möchte ich hier noch eine Anregung von Dr. Förster vorbringen und befürworten. Er meint, wir würden früher oder später eine „Rückwanderung“ von Töchtern aus sogenannten besseren Familien in die Sphäre des persönlichen Dienstes erleben und zwar im Anschluss an die wachsende technische Erleichterung der grössten Arbeit, deren Zentralisation uns die Zukunft immer mehr bringen wird. Es sei unsere Sache, sagt er, die weibliche Arbeitsbildung mehr und mehr zu vertiefen und neue Arbeitskräfte für den häuslichen Beruf auf der Grundlage einer vergeistigten Auffassung desselben zu gewinnen. Er denkt an freie Organisationen von „Schwestern des häuslichen Dienstes“, ähnlich den Krankenpflege-Organisationen. Selbstverständlich würde die Organisation von ihren Mitgliedern den Nachweis einer fachlichen Schulung verlangen, dafür aber ihnen eine entsprechende höhere Bezahlung und angemessene Arbeitsbedingungen sichern. — Ich frage mich nun, läge da nicht eine Aufgabe für die Frauen? So viele junge Mädchen verrichten heutzutage in untergeordneten Bureau- oder Ladenstellen, den ganzen Tag sitzend oder den ganzen Tag stehend, mehr oder weniger geisttötende Arbeit. Sollten wir nicht unsern Einfluss dabei geltend machen, dass die eine oder andere unter ihnen statt dessen sich zur Hausgehilfin ausbilde? Wäre das nicht für einen jungen Menschen eine viel bessere Vorbereitung fürs Leben, für seine innere Entwicklung, eine ganz anders fördernde Tätigkeit? Es ist selbstverständlich, dass diese Klasse Dienstpersonal nur denkbar wäre, wenn die Hausfrau ihm selbst mit Takt, mit feinem Gefühl und äusserster Selbstbeherrschung begegnet. Wir sehen, die Aufgabe und Pflicht der Hausfrau, gleichviel, ob wir nun noch mit unserem jetzigen Dienstpersonal rechnen oder mit dem zukünftigen besseren, bleibt also immer eine grosse. Man wird vielleicht sagen, dass wir zu viel von der Hausfrau und zu wenig von den Dienstboten verlangen. Aber wir sprechen nun eben hier zu den Hausfrauen und Carlyle sagt: „Ob du andere reformieren kannst, das ist eine unsichere Sache: ein Mensch aber lebt, den du sicher reformieren kannst, das bist du selbst.“

Wollen wir also zur Lösung der Dienstbotenfrage unsere Kräfte ansetzen, so müssen wir zunächst mit der Reform an uns selbst beginnen.

P. B.

Eine nachträgliche Betrachtung über „das weibliche Dienstjahr“ und dessen Aufnahme in der Versammlung des Bundes Schweiz. Frauenvereine in Bern.

Beim Durchlesen von Frau Dr. Hilfikers Vortrag über das Projekt eines weiblichen Dienstjahres hat sich meine Überzeugung gefestigt, dass dieser Mahnruf zu besserer Entwicklung brachliegender Frauenkraft durchaus nicht die Würdigung gefunden hat, wie sie von unserm Bunde Schweiz. Frauenvereine hätte erwartet werden dürfen; das Vertrauen der Vortragenden auf freundliches Eintreten hat sich nicht gerechtfertigt.

Worin lag das? Jedenfalls nicht im Projekte allein; ich glaube viel eher in der ungenügenden Vorbereitung der Zuhörerschaft auf eine Vorlage von solch verblüffender Neuheit und Tragweite; denn hier konnte nach erstmaligem Anhören eine Diskussion in Beherrschung des Stoffes unmöglich sofort erfolgen. Wäre aber dieser Vortrag, statt nur in einigen sogen. Thesen, in kurzer, aber deutlicher Skizzierung vor der Versammlung des Bundes in den „Frauenbestrebungen“ erschienen, so wäre damit der Weg zur Diskussion abgeklärt gewesen, eine deutliche Erkenntnis der Vortragsziele wäre zu deren Behandlung fruchtbringend eingeleitet gewesen. Man darf erwarten, dass alsdann auch Fr. Dr. Graf sich nicht so durchaus ablehnend würde ausgesprochen haben; wäre es doch eine wunderbare Ausnahme, wenn nicht auch Fr. Dr. Graf an ihrer Schule schon Erfahrungen gemacht hätte von wohlbefruchteten, fröhlich startenden — und dennoch auf Sandriffen hilflos aufgesessenen Lebensschifflein! Solcher Hilfslosigkeit zu steuern, erstrebt Frau Dr. Hilfiker eine strammere Entwicklung latenter Frauenkraft.

Der zweite, nicht minder energische Angriff auf die Vorlage Hilfiker erfolgte von Frau H. Schibler; in ihrer Widerlegung entgleiste sie aber unwillkürlich auf die Demonstrierung ihres eigenen Projektes „der obligatorischen Prüfung unserer Töchter über ihre hauswirtschaftlichen Kenntnisse“; das war eine parlamentarische Formwidrigkeit, die unsere gütige Präsidentin nur deshalb nicht abschneidet, weil sie von dieser gewiegten Parlamentarierin eine so weitschweifige Abschwenkung gar nicht erwarten konnte. Es war aber recht schade um die dabei verstrichene Zeit, denn die Essensglocke löste die Versammlung auf, ohne dass nur eine Stimme für die Vorlage hätte gehört werden können, und doch war ja das Dienstjahr als Diskussionsthema vorgesehen gewesen.

Als man nachmittags 4 Uhr zur Wiederaufnahme der Diskussion über die Vorlage Hilfiker sich zusammenfand, fehlten ihrer Viele von der Vormittags-Versammlung, und eine grosse Zahl Anwesender befand sich in der unruhigen Stimmung baldiger Abreise, so dass wenig Aussicht zu gründlicher Aussprache sich bot. — Herr de Morier leitete ein und gab ein sehr freundlich zustimmendes Votum ab, indem er betonte, dass das obligatorische Dienstjahr sehr wünschenswert sei für die Frauen, dass ein solches aber nur auf konstitutionellem Wege geordnet werden könne gleich dem Militärdienst der Männer; diesen Weg zu beschreiten, erfordere aber für die Frau den Besitz politischer Rechte. In Erwartung dieser Zukunftsmöglichkeit empfehle er die Errichtung des freiwilligen Dienstjahres, absolviert in privaten wie kantonalen Anstalten; hierdurch würde auch die Reife der Frau für ihre politische Gleichstellung gefördert und damit die Erlangung des Frauenstimmrechts uns näher gerückt werden.

Die nächste Notwendigkeit, um der Erlangung unserer bürgerlichen Gleichstellung mit dem Manne einigen Boden zu schaffen, liegt meines Erachtens in unserm unablässigen Bemühen, die Frauen ihrer latenten Kräfte bewusst werden zu lassen, indem man ihnen Ziele gewinnt zu befriedigender Kraftentwicklung. Gerade die wohl-situieren Frauen sind es ja, die vom Kampfe ums Dasein keine blasse Ahnung haben und auch nicht haben wollen, um in ihrer Sathheit ungestört verharren zu können und die begehrliehen Frauenrechtlerinnen als Störefriede zu schelten. „Aber — sagt der verstorbene Prof. Hilty in seiner Schrift „Das Geheimnis der Kraft“ — ein allgemeines Sehnen und Suchen besteht auch in den oberen Schichten der Gesellschaft; Tausende von ihnen verzehren sich in Sehnsucht nach einem glücklicheren Leben als sie es in einer verödenden Langweile vor sich sehen, nachdem sie die gewöhnlichen Mittel dagegen erschöpft haben, Bälle, Sport etc. Wo Arbeitsziele fehlen, wie das namentlich bei dem weiblichen Teil der oberen Gesellschaftsschichten der Fall ist, da verfallen sie mit Sicherheit der Kraftlosigkeit und der Weltangst“. Also auch hier eine Bestäti-